

rikanischer Theoriebildung. In den Beiträgen von Gabriele Griffin, Victoria Robinson und Therese Garstener wird sowohl die Unvermeidbarkeit wie die inhaltliche und institutionalisierungspolitische Bedeutung von Kanonbildung in den Gender Studies hervorgehoben, gleichzeitig betonen die Autorinnen, dass feministische Kanonbildung nur als offener, möglichst transparenter und selbstreflexiver Prozess denkbar sei. Unter den Bedingungen der Internationalisierung feministischer Wissensproduktion setze das ein hohes Maß an Kompetenzen, inklusive sprachlicher Kompetenzen voraus, aber auch Aufgeschlossenheit gegenüber der Diversität feministischer Artikulationsformen im Überschneidungsbereich von Theorie und Empirie, Wissenschaft und Politik.

Aus stärker länderspezifischen Perspektiven wird das Problem der Machtverhältnisse im feministischen Wissensdispositiv noch einmal in den Beiträgen von Anna Temkina, Elena Zdravomyslova (Russland), Veronika Wöhrer (mit Blick auf die Tschechische und die Slowakische Republik) und Diana M. A. Relke (Kanada) thematisiert. Aufschlussreich ist dabei vor allem, wie in einzelnen Beiträgen der europäische Raum als Projektionsraum für feministische Visionen eines solidarischen Umgangs mit „Differenz“ konturiert wird. Dies gilt insbesondere für den Text von Relke, die pointiert auf negative Folgen der Abhängigkeit des kanadischen Feminismus von Entwicklungen in den USA hinweist und die vor diesem Hintergrund dazu auffordert, das Projekt eines demokratischen, sozialen, plurikulturellen Europa zum Zentrum der feministischen Agenda zu machen. Der Verzicht auf Kanonisierungen und die Überwindung des „East-West-Divide“ wären aus ihrer Sicht Voraussetzungen seines Gelingens.

Zusammengenommen vermittelt der Band einen sehr guten Eindruck von den vielfältigen Facetten der Diskussion, die gegenwärtig zum Thema Kanonkritik und Kanonbildung in den Gender Studies geführt wird. Neben den auf begriffliche Klärungen des Feldes abzielenden Beiträgen finde ich vor allem diejenigen anregend, die einen Eindruck von den unterschiedlichen disziplinären Konstellationen und Blickwinkeln auf Kanonfragen im Feld feministischer Wissensproduktion vermitteln. Wichtig und lehrreich finde ich zum anderen die Beiträge, die sich auf Länder beziehen oder von Kolleginnen aus Ländern stammen, die es ermöglichen, den eigenen Wahrnehmungsraum und die damit verbundenen impliziten Axiomaten fragwürdig zu machen.

Gudrun-Axeli Knapp, Hannover

Roswitha Muttenthaler u. Regina Wonisch, **Gesten des Zeigens. Zur Repräsentation von Gender und Race in Ausstellungen**, Bielefeld: transcript 2007, 268 S., zahlr. Abb., EUR 26,80, ISBN 978-3-89942580-2.

176 In dieser Neuerscheinung führen die beiden Museumsexpertinnen ihre inzwischen bekannten und anerkannten Vorstellungen zum Zeigen von Geschlecht und ‚Rasse‘ in

Ausstellungen auf mehreren Ebenen fort. In einer theoretischen Einführung greifen sie in die seit vielen Jahren geführte Diskussion um das „umkämpfte Feld des Symbolischen“ (13) ein. Die Autorinnen verstehen das Museum selbst als ein solches Feld. Ihre Theorie geleiteten, empirischen Analysen konzentrieren sich auf drei Kernbegriffe: Natur, Kunst und der – oder die – Andere am Beispiel von drei Wiener Museen: dem *Naturhistorischen Museum*, dem *Kunsthistorischen Museum* und dem *Museum für Völkerkunde*. Eine gute Basis, um sich abschließend in pragmatischer Weise zu einer „Schule des Sehens“ (14) zu äußern.

Es fällt nicht schwer, auf allen drei genannten Ebenen die Leistungen dieser Arbeit hervorzuheben. Sie vermag es, wichtige, vertraute Stimmen in einem kundigen, interdisziplinären Diskurs auf kompetente Weise zusammenzuführen, um in einer konsistenten Argumentation die jeweiligen Interessenschwerpunkte zu beleuchten. Ich setze voraus, dass dieses Buch in Fachkreisen als Bereicherung erfahren wird. Daher steht in dieser knappen Rezension nicht die Würdigung im Zentrum, sondern sind meine kritischen Anfragen zentral. Diese Anfragen konzentriere ich auf die erkenntnis- und geschichtswissenschaftliche theoretische Basis und die wissenschaftlichen Selektionskriterien der Autorinnen.

In der Einleitung wird die theoretische Basis dargelegt, die dazu befähigen soll, sich auf dem „umkämpften Feld des Symbolischen“ zu bewegen und möglicherweise selbst Bewegung in die zentrale Frage nach der symbolischen Repräsentationsweise unserer Kultur zu bringen. Die uns vertrauten Positionen werden kompetent wiedergegeben, allerdings ohne dass deren inzwischen beklagten Mängel offen gelegt werden. Exemplarisch sei nur auf die zum Teil irreführende Wiedergabe der feministischen Initiativen der 1970er Jahre am Beispiel des *Museums der Arbeit* in Hamburg verwiesen. Hier begnügen sich Roswitha Muttenthaler und Regina Wonisch mit der Bemerkung, dass die „sozial bedingte Dominanz“ in den Geschlechterbeziehungen vorausgesetzt worden sei und somit „aus dem unmittelbaren Blick“ (15) geriet.

An diesem Beispiel ließe sich die Inkonsistenz der Beurteilung der Genderforschung der letzten Jahrzehnte vertiefen. Besonders bemerkenswert ist allerdings die Selektivität der Wahrnehmung. Obgleich es den Autorinnen um die Repräsentanz von Geschlecht und ethnischer Herkunft in unseren historisch bedingten symbolischen Wahrnehmungsweisen und in dem von ihnen nicht hinterfragten Konzept ‚einer‘ symbolischen Ordnung der Dinge geht, vermeiden sie alle Einwände der feministischen Wissenschaften gegenüber diesen erkenntnistheoretischen Prämissen. Die Fragen nach einer „weiblichen Symbolordnung“, nach theoretischen Bemühungen um eine erweiterte Sicht des Symbolischen, um eine sinnlich erfassbare Verkörperung unserer Kultur bleiben außen vor. Dafür werden in einer theoretisch unreflektierten Weise verengte Sehweisen in den einzelnen Disziplinen der Geschichts- und Sozialwissenschaften übernommen und die eigenen theoretischen Prämissen, die Konzentration auf den „Gestus des Zeigens“, verabsolutiert. Schade.

Diese selektive Beachtung der theoretischen Diskussion und die damit einhergehende Einschränkung des Blicks wirken sich nachteilig auf die Analyse der Prä-

sentationsweisen von Natur, Kunst und der/des Anderen in den drei genannten Wiener Museen aus. Wie sollen wir zu einem Begriff von Natur gelangen, wenn die feministische Forschung zu den symbolischen Anfängen in unserer Geschichte nicht zur Kenntnis genommen wird? Wenn der Begriff ‚Natur‘ in seiner heutigen Verwendung nicht hinterfragt wird? Mit dieser Kritik geht es mir nicht um eine Verpflichtung der Autorinnen zur Parteinahme hinsichtlich konkreter wissenschaftlicher Konzepte. Es geht um das „umkämpfte Feld des Symbolischen“ und somit auch um eine Einschätzung des wissenschaftlichen Gewinns des Buches in dieser Hinsicht.

Diese fehlende Bereitschaft, Basiswerke der feministischen Wissenschaften einzubeziehen und somit über die Definitionsmacht von Frauen, Wissenschaftlerinnen und Künstlerinnen in Vergangenheit und Gegenwart nachzudenken, wirkt sich auf das von Muttenthaler und Wonisch bereitgestellte Instrumentarium des Sehens und auf ihr Verständnis von Geschichte, von Geschlecht und Kunst negativ aus. Inzwischen haben sich beispielsweise sowohl Kulturhistorikerinnen als auch Künstlerinnen intensiv mit der Deutung der „Frau von Willendorf“ beschäftigt. Die Autorinnen bezeichnen die Frauenfigur als „Venus von Willendorf“ und verorten sie historisch infolge ihrer Herkunft (um 22.000 v. Chr.) in einer „Prähistorie“, in einer Vor- Geschichte beziehungsweise in einer „Schwellensituation“ zwischen Naturgeschichte und Kulturgeschichte, einem „Übergang von Natur zur Kultur“ (86). Diese Vorgehensweise erscheint mir symptomatisch: Weder der Dualismus *Natur- und Kulturgeschichte* noch die Rekonstruktion von Historie als *Vorgeschichte und Geschichte* werden reflektiert.

Indem die Verfasserinnen das weite Forschungsfeld zur „Frau von Willendorf und ihren Schwestern“¹ und somit auch die Aussagekraft der frühgeschichtlichen Symbolwelt außer Acht lassen, wird die grundlegende Frage nach der Repräsentationskraft des Weiblichen in dieser Frauenfigur in einer unbefriedigenden Weise behandelt. Es gelingt auch nicht, auf diesem Fundament eine historisch nachvollziehbare Verbindung dieser Frauenfigur zu der spezifischen Installationsweise der „Frau von Willendorf“ im *Naturhistorischen Museum* in Wien zu unseren gegenwärtigen Wahrnehmungsweisen von Geschlecht und der symbolischen Beziehung von Frau und Natur im historischen und gegenwärtigen Kontext herzustellen. Es ist sehr fraglich, ob wir für die Zeit von 22.000 v. Chr. von einer „Göttin“ sprechen können. Die Idee einer Göttinnen- und Götterwelt tritt in der historischen Entwicklung relativ spät auf. Dagegen können wir angesichts der Fülle der frühgeschichtlichen Frauenfiguren von einer ‚Idee‘, einem Bewusstsein des Weiblichen sprechen und vor allem von einer symbolischen Darstellungsweise, die wir heute zu deuten versuchen.

Gerade am Beispiel der „Frau von Willendorf“ ist die erstaunliche geistige Leistung in dieser steinzeitlichen Kultur erkennbar. An dem runden Kopf der Frauenfigur, an ihrem kunstvoll geflochtenen Haaren ist beispielsweise etwas von der Beziehung der

1 Marianne Hochgeschurz, *Leben und Lieben. Zur Ur- und Frühgeschichte aus Frauensicht*, in: *Spirale der Zeit. Frauengeschichte sichtbar machen*, 1 (2007), Matriachale Kulturen, 14–19.

Frau zur Natur in dieser Zeit entzifferbar, etwas von ihrem ‚natürlichen‘ und geistigen Umgang mit den Gesetzen der Natur und des Universums. In einer solchen Deutung wird das dualistische Sehen und ein historisch nicht haltbarer Gegensatz von Natur und Kultur aufgehoben. Wir erkennen auf diese Weise auch eine Brücke zwischen der Kunst des Zeigens des Weiblichen damals und heute.

An diesem Detail werden die erkenntnis- und geschichtstheoretische Verkürzungen im methodologischen Werkzeug der Autorinnen erkennbar. Ungewollt verfallen sie wieder in die viel beklagte Gleichsetzung von Weiblichkeit und Natur. Aus Furcht vor einer Ontologisierung des Weiblichen reduziert sich das Sehen auf eine rekonstruierte Oberfläche, die sich auf nicht hinterfragte wissenschaftliche Vorurteilsstrukturen stützt und der Selbstautorisierung durch das eigene Sehen wenig Vertrauen entgegenbringt.

Ein historisches und ästhetisches Sehen jenseits der historisch verfestigten Geschlechterdualismen wird heute durch die feministischen Wissenschaften, durch die Arbeiten von Künstlerinnen und die kunstvolle Inszenierung historischer Objekte in den Museen ermöglicht. Somit wird auch die Aufhebung von tradierten, frauenfeindlichen, in ihren Wurzeln oft nicht erkannten und daher auch immer wieder bewusst und unbewusst neu inszenierten Geschlechterdualitäten ermöglicht. Die erfolgreiche Inszenierung des Geschlechts im Sinne einer Verflüssigung von Gegensätzen setzt aber die Fähigkeit voraus, historische Zusammenhänge in der Dialektik von Fremdem und Eigenem wahrzunehmen und in den „Präsentationen zu den Anderen“ (147) sichtbar zu machen. Davon berichten die Autorinnen in ihrer abschließenden „Schule des Sehens“ – leider ohne Beachtung der einschlägigen feministischen Forschung. Ein Blick auf die französischen Strukturalistinnen würde hier weiterhelfen.

Roswitha Muttenthaler und Regina Wonisch regen zum Nachdenken an in einer Zeit der Bildergier und der sich rasch weiter entwickelnden Informationstechnologien. Gewiss ist es richtig, dass wir in der Museumsdidaktik das „kleine Einmaleins der Wahrnehmung“ (Aleida Assmann) neu erlernen müssen. Hierfür eignet sich der Umgang mit der Geschichte als Geschlechtergeschichte in besonderer Weise. Allerdings haben aus meiner Sicht die Autorinnen noch nicht die Konsequenzen aus der Geschlechtergeschichte als einer Beziehungsgeschichte, die unsere Wahrnehmung verändert und erweitert, gezogen.

Annette Kuhn, Bonn